

Durchgekämpft.

Novelle von **L. Westkirch.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Der Fremde hob die Brauen. „Erzieherin? O, um so besser! Ich meine deshalb um so besser, weil Sie dadurch dauernd an diese Scholle gefesselt sind, was mir sehr angenehm ist. Ich bin nämlich auch für ein paar Monate in diesen unleidlichen Weltwinkel verbannt, auf Mooreck — na ja, nun wissen Sie Bescheid! Ein jämmerlicher Boden. Meine geehrten Vorfahren hatten die Güte, ihn völlig auszusaugen und mir den Namen eines Landgutes und die Schulden für zwei zu hinterlassen. Was sollte ich thun. Ich kann nicht hier mein Leben lang wie ein Bauer hacken und graben, um das gut zu machen, was Andere schlecht gemacht haben. Ich hoffte, auf andere Art mein Glück zu verbessern. Bis jetzt vergebens. Nun lieg' ich ein paar Monate auf dem Sand, möchte am liebsten den ganzen Kram losschlagen. Daß ich einer so angenehmen Nachbarin gleich am ersten Tag begegne, nehme ich als ein gutes Vorzeichen." Er streckte Hanna die Hand hin, in die sie nur zögernd ihre Fingerspitzen legte. „Also Erzieherin auf Rabenhorst? Noch nicht lange, sollt' ich meinen. Kommen Sie denn gut mit der Baronin aus?"

„Wer es nicht thäte, müßte sehr anspruchsvoll sein."

„Ja," bestätigte er, „sie ist eine gute Frau. Nur langweilig, was? Langweilig zum Aufhängen, wie Alles hier. Hab' ich nicht Recht? Sie brauchen nicht den Kopf zu schütteln. Ich hab' Ihnen rührend aufrichtig mein Leid geklagt. Sie dürfen mein Vertrauen durch Wahrhaftigkeit erwiedern."

„Ich kann nur sagen, Herr v. Aßfeld, Sie müssen Ihre Heimath nicht kennen, wenn Sie sie langweilig nennen. Mir wenigstens sagen Meer und Wald täglich Neues. Außerdem besitze ich ein treffliches Heilmittel gegen die Langeweile: Arbeit."

„Praktische Arbeit? — Erziehungsarbeit?"

„Nicht allein. Ich habe den Ehrgeiz und zum Glück auch die Muße, mich weiter zu bilden."

„Weiter bilden? Im Lehrfach natürlich?" Er sah sie von der Seite an. „Hm, es gibt weibliche Wesen, bei denen ich ein solches Streben durchaus löblich und angemessen finden würde. Aber Sie? Weshalb wollten Sie sich auf die Minerva herausspielen? Sie kennen die Geschichte vom trojanischen Königssohn Paris, der weder der Juno noch der Minerva den Preisapfel gab — eine sehr lehrreiche Geschichte für das weibliche Geschlecht."

„Lieber Himmel, ich bin gar keine Freundin von Aepfeln."

Er lachte. „Sie sind ein Schelm."

„Wenigstens kein schlichtes Kind vom Lande."

„Ich werd' mir's merken." — Oberhalb der zum Strand führenden Treppe bewegten sich menschliche Gestalten. Aßfeld klemmte sein Monocle in's Auge. „Suchen die Sie?"

„Ich glaube nicht. Die Dame ist mir fremd. Der Herr ist Doktor Franke."

Der Baron stieß einen leisen Pfiff aus.

Manfred Graf Clary und Aldringen,
der neue österreichische Ministerpräsident. (S. 387)

„Er, durch den Meer und Wald zu Ihnen reden?"

„Wie beliebt?" fragte Hanna hochmüthig.

Er hielt den Blick der fest auf ihn gerichteten blitzenden Augen nicht aus. „Für Menschen, die die Sprache von Wald und Meer nicht gelernt haben, wie zum Beispiel ich, muß doch Jemand den Dolmetsch machen," murmelte er entschuldigend. „Uebrigens klettere ich diese Hühnerstiege nicht hinauf. — Gehen Sie alle Abend diesen Weg, mein verehrtes Fräulein?"

„Manchmal geh' ich auch einen anderen."

„Wissen Sie, aufmunternd sind Ihre Antworten nicht."

„Das liegt auch gar nicht in meiner Absicht, Herr Baron."

„Die einzige Rose in der Wüste darf selbstverständlich ein paar Stacheln mehr haben als andere. Also muß ich es meinem Instinkt, der mich heute schon glücklich geleitet hat, überlassen, wann und wo er mich wieder mit Ihnen zusammenführt, mein Fräulein. Auf Wiedersehen."

„Darf ich der Frau Baronin Ihre Empfehlung ausrichten?" fragte Hanna.

„Der Frau Baronin, der fremden Dame, dem Doktor Franke, dem jungen Baron, der Wirthschaftsmamsell und der Küchenmagd. Sie würden mich sehr verbinden."

Hanna stieg die Treppe hinauf; auf ihrem Gesicht lag noch das schalkhaft zufriedene Lächeln über die Abweisung, die sie dem Siegesbewußten hatte zu Theil werden lassen.

Ueber das Geländer hin streckte die Fremde ihr die Hand entgegen, eine langfingrige, schmale Hand, die fest zugriff.

„Wundern Sie sich nicht," sagte sie mit tiefer Stimme in fließendem Deutsch, aber mit stark russischer Klangfarbe. „Ich bin Fräulein Smirnow. Keine Freundin Ihrer Baronin, o nein; ein künftiger Compagnon von Doktor Franke. Ich mußte ihn persönlich sprechen und Ihre Baronin war so liebenswürdig, mir Gastfreundschaft in ihrem Hause anzubieten."

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen," erwiederte Hanna herzlich. „Sie sind eine der Stützen von Doktor Franke's Unternehmen. Wir haben schon viel von Ihnen geredet."

Alle Drei wendeten sich lebhaft plaudernd wieder dem Schlosse zu. —

An diesem Abend besuchte die Baronin Hanna zum ersten Mal auf ihrem Zimmer. „Ach, Sie studiren! Stör' ich?" fragte sie.

„Gewiß nicht, gnädige Frau."

Die Baronin ging im Zimmer hin und her, sah dies und jenes an, und schien doch nichts zu sehen. Eine quälende Unrast trieb sie.

„Es wird eine aufreibende Zeit werden," sagte sie endlich. „Meine Schwägerin hat sich zum Besuch anmelden lassen. Sie ist anspruchsvoll und bringt auch eine Tochter mit, wissen Sie schon? Eine Tochter in Ihrem

Alter, Fräulein Rudhart, ein sehr hübsches Mädchen, die Königin aller Bälle. Ja, es wird eine anstrengende Zeit für mich."

„Wollen Frau Baronin sich nicht einige Ruhestunden im Tag vorbehalten?"

„Welche? und wie? Ruhestunden! Wenn Sie Frau v. Lenhof kennten! Und mir ist nichts fataler, als mich mit anderer Menschen Angelegenheiten zu befassen. Wirklich, ich befasse mich kaum mit meinen eigenen. Dabei scheint meine Schwägerin besondere Zwecke zu verfolgen. Sie wird Anforderungen an mich stellen. Das ist so unbequem. Es regt mich auf."

Sie rieb nervös ihre Handflächen ineinander. Hanna schwieg.

„Ich habe schon die Smirnow gebeten zu bleiben," fuhr Frau v. Freden mit leisem Lachen fort. „Eine Russin! Meine Verwandten schwärmen für das Ausländische, für Alles, was ein bischen schleierhaft, nicht ganz durchsichtig ist. Sie bilden sich ein, dahinter müsse etwas Besonderes stecken. Ich mache mir keine Illusionen. Was sich verbirgt, hat meist Ursache dazu. Das geht nicht auf Fräulein Smirnow, natürlich! Die ist eher zu offen. Und die Abendgesellschaften, die die Lenhof verlangen wird — und der Haufen Menschen, den sie mir in's Haus ziehen wird! Sie glauben nicht, wie mich das Alles peinigt. Ein Glück nur, daß ich wenigstens Gretchen in dieser tollen Zeit bei Ihnen gut aufgehoben weiß."

Und ehe das junge Mädchen noch antworten konnte, hatte ihre Herrin die Thür hinter sich zugezogen.

„Eigentlich hat sie einen Monolog gehalten," dachte Hanna lachend.

In den nächsten Tagen rückten die Gäste ein. Dem Wagen entstiegen Frau und Fräulein v. Lenhof. Von der Mutter war deutlich nur eine goldblonde Haarfülle zu erkennen, wie sie auf einem fünfzigjährigen Kopfe gemeiniglich nicht zu sprießen pflegt. An der Tochter, einem kleinen, zierlichen Persönchen, fiel die hohe, schmale Stirn auf, welche bräunlich blonde Haarwellen, vom Winde zerzaust, umwehten. Sie brachten so viele Koffer und Schachteln mit, daß es räthselhaft blieb, wie die Kammerjungfer während der Fahrt davon nicht erdrückt worden war. Sie hüpfte jedoch wohlbehalten ihren Herrinnen nach. Weit hinter diesem Fuhrwerke rollte noch eine Halbchaise heran, die die Tante der Baronin, eine Frau v. Strümpen und deren Neffen Fritz und Franz brachte, von denen der eine Marine-, der andere Kavallerieleutnant war.

Erst beim Abendessen fand Hanna Gelegenheit, alle diese Menschen genauer zu mustern. Frau v. Lenhof's goldene Lockenfülle beschattete ein zerknittertes Gesicht, dessen von der Reise herrührenden Beschädigungen erfolgreich ausgebessert worden waren. Die Tochter glich der Mutter nicht. Mit den kleinen dunklen, hastig von einem Gegenstand zum anderen fahrenden Augen, den spitzen Zähnen, erinnerte sie an ein pfiffiges, scheues Mäuschen. Tante Lore, die Stiftsdame, saß in ihrer weißen Haube wie die fleischgewordene Ehrbarkeit und Zucht zwischen diesen zwei Modepuppen. Unglücklicherweise war sie sehr rechthaberisch, so daß die Tafelrunde aufathmete, als sie beim Nachtisch einschlief. Am besten gefielen Hanna noch die beiden Offiziere, ein paar Vollblutaristokraten mit langen, geraden Nasen, wohlgepflegten Bärten und einer unverwüstlichen Sicherheit im Auftreten.

Als die Tafel aufgehoben wurde, Tante Lore ein Dutzend farbiger Wollknäuel entwickelte, und die Lenhof eine endlose Hofgeschichte an die ergebungsvolle Baronin hinzureden begann, durfte Hanna sich zurückziehen. Doch kaum hatte sie die Thür ihres Zimmers hinter sich zugezogen, als leise angeklopft wurde.

Asta v. Lenhof steckte den Kopf herein. „Darf man?" Aber sie wartete die Erlaubniß nicht ab. Sogleich stand sie mitten im Zimmer, und ihre unruhigen Augen fuhren spähend in allen Ecken und Winkeln umher.

„Wie gemüthlich Sie das hier haben, liebes Fräulein. Wundern Sie sich nicht, daß ich in Ihr Heiligthum einbreche — es ist unten zu langweilig. Tante Lore zankt sich mit Mama über alte Familiengeschichten herum, sie hat ein Gedächtniß, die Alte, geradezu unheimlich! Das heißt nur für das, was vor einem halben Jahrhundert passirt ist."

Sie hatte sich auf den Divan geworfen und den Kopf in die Hand gestützt.

„Rauchen Sie?" fragte sie dann. „Nicht? Nun, wie Sie wollen." Sie zündete sich eine Cigarette an. „Was denken Sie eigentlich von meinem Ueberfall?"

„Ich finde es freundlich, daß Sie mich besuchen, Fräulein v. Lenhof."

„Freundlich? Das weiß ich nicht. Aber praktisch. Als ich vorhin Ihr Gesicht sah, dachte ich gleich: Achtung! Diesmal ist Tante Thekla ausnahmsweise an einen Menschen gerathen. Ihre Vorgängerinnen waren Karikaturen." Sie that ein paar tiefe Züge. „Ah! Ein trostloser Erdwinkel hier."

„Ich bildete mir ein, Sie liebten Rabenhorst. Die Frau Baronin rechnet auf einen langen Besuch."

Asta spielte mit einer Quaste des Sophas. „Lang genug mag er schon ausfallen. Wenn man immer nur da bleiben wollte, wo es Einem gefällt. Orientiren Sie mich ein bischen. Womit schlägt man die Zeit todt? Was gibt es für Herren hier?"

„Von solchen, die für Ihr Amüsement in Betracht kommen, so viel ich weiß, nur einen Einzigen, den Baron Aßfeld."

„Sie irren. Außer dem Moorecker gibt es noch einen. Das weiß ich, denn" — sie lachte kurz auf — „sonst wären wir eben nicht hier." Sie sprang auf und trat vor den Spiegel: „Sagen Sie aufrichtig, finden Sie mich hübsch?"

„Je nun, mir scheint, Sie könnten zufrieden sein."

„Geniren Sie sich nicht. Alle Frauen finden mich garstig. Die Männer sind zum Glück anderer Ansicht. Wen haben Sie denn hier, der Ihnen die Langweile vertreibt?"

„Ich habe mein Studium."

„Sie sind köstlich. Aber ich verdiene die Abfertigung. Ich habe zu früh gefragt. Später, wenn Sie mich kennen, werden Sie einsehen, daß man mir gegenüber nicht hinter dem Berge zu halten braucht."

Sie zog die Füße auf das Sopha und fing an von „Denen unten" zu plaudern, lauter Bosheiten und Klatschereien, aber mit solch' drolligem Humor vorgetragen, daß Hanna wider Willen lachen mußte.

Als die Cigarette ausgeraucht war, schnellte sie in die Höhe.

„Gute Nacht. Ich werde, glaub' ich, noch recht oft in dies stille Asyl flüchten. Mir ist Sammlung nothwendig. Ach, liebes Fräulein, Sie ahnen gar nicht, mit was für einem schweren Herzen ich von Berlin hierherkomme. Jede Sternblume, die sich erschließt, möcht' ich zerzupfen mit der Frage: Soll ich? Soll ich nicht? Dabei ist's Unsinn, denn Alles ist längst entschieden! Der Bien muß. Gute Nacht." —

Am nächsten Morgen ging Hanna wie gewöhnlich mit ihrem Zögling hinaus in den frühlingsgrünen Wald. Gretchen band Sträuße und lernte dabei Verschen vom Schneeglöckchen, das den Frühling einläutet, und vom Bettelmann im kohlschwarzen Röckchen. War sie dessen müde, so legte Hanna aus Marienblümchen Buchstaben auf die braune Erde, und Gretchen jubelte, wenn sie sie lesen konnte.

Aber plötzlich stockte der Fuß der Lehrerin, und sie blieb ihrer Schülerin die Antwort auf ihre Frage schuldig. Ihre Augen in dem wie mit Blut übergossenen Gesicht wurden weit und starr.

Den kiesbestreuten Weg zum Herrenhaus hinauf wanderte langsam ein einzelner Mann. Aus Millionen würde Hanna ihn erkannt haben! Ihr Herz hätte ihn geahnt, wo ihre Augen versagten. Sie stand ganz still. Ihre Brust fand den Jubelschrei nicht, der sie zu sprengen drohte. Heinz! Heinz Rispenstedt! Er hier! Hier! Und warum hier? Warum, wenn nicht einer thörichten Hanna Rudhart zu lieb? Was sonst hätte er in diesem Weltwinkel zu schaffen gehabt, wo ihm keine Bekannten, keine Freunde lebten? Also er gedachte ihrer! Er suchte sie!

Da weckte eine Stimme sie aus ihren Träumen: „Mein hochverehrtes Fräulein, sehen Sie Gespenster am hellichten Tag?"

Es war Baron Aßfeld, der, von ihr unbemerkt, neben sie getreten war.

Wie er es verheißen hatte, begegnete er ihr oftmals zufällig auf ihren Wanderungen. Aber seine Teufelsaugen hatten keine Gewalt über sie gewonnen. In diesem Augenblick wußte sie warum.

„Wer ist der Herr dort?" Sie hätte beschwören können, wer es war; aber sie mußte es in Worten hören, von einem Unbetheiligten hören, daß sie nicht mit wachen Augen träumte.

„Der drüben?"

Aßfeld klemmte sein Monocle ein. „Herr v. Rispenstedt, wenn ich nicht irre. — Ein Bekannter von Ihnen?"

„Aus meinem Elternhaus, ja. Es überrascht mich, ihn hier zu sehen!"

„Darüber kann ich Ihnen Auskunft geben. Er ist Landwirth, seit dem ersten April Volontär auf Bosholten, sucht aber ein Gut zu kaufen. Ich hoffe, meines gefällt ihm."

„Ja, so! Landwirth. Ich danke Ihnen. Guten Morgen."

Güter besehen, Landwirthschaft studiren? Das wußte sie besser. Er hatte erfahren, daß sie sich aufgerafft hatte, er hielt ihre Prüfungszeit für ausreichend und kam, um die Worte zu wiederholen, die sie einst nicht hart und schroff genug von sich weisen zu können glaubte, die seitdem in ihrer Erinnerung brannten als Süßestes von Allem, was das Leben ihr geboten hatte, die noch einmal zu hören sie Jahre hingegeben hätte.

Aber nicht drinnen im Haus durften sie zusammentreffen, nicht unter den Augen neugieriger, verständnißloser Zuschauer. Bei dem bloßen Gedanken erröthete sie. Nein, ihr erstes Wiedersehen mußten sie ohne Zeugen feiern, dies wunderbare Wiedersehen, bei dem ihrer Herzen heißestes Empfinden rückhaltlos auf die Lippen springen, aus einem Augenpaar in's andere überfluthen würde. Sie wartete draußen unter den Buchen am Weg. Er mußte ja zurückkommen, bald zurückkommen, wenn er sie nicht fand. Aber er kam nicht. Gretchens Essensstunde rückte heran, umsonst mahnte die arme Kleine. Zum ersten Mal war Hanna unpünktlich, blieb und wartete mit brennenden Augen auf die Hausthür starrend, die noch immer, noch immer sich nicht öffnen wollte. Minuten verstrichen, Viertelstunden; es war für sie selbst Zeit, sich zu Tisch umzukleiden. Gretchen weinte vor Hunger.

Endlich rief eine Stimme sie an, eine Stimme aus dem Erkerfenster. Von dort konnte man sie sehen. Daß sie das nicht beachtet hatte!

„Aber Fräulein, wo bleiben Sie denn? Es ist ein Uhr, und Gretchens Suppe verbrennt."

Es war die Kammerjungfer. Jetzt mußte sie hineingehen. Langsam, widerwillig schob sie sich vorwärts und auf dem Flur blieb sie stehen, dem Klang seiner Stimme zu lauschen, die behaglich ruhig hinter der Thür des Salons erklang. Nur ein dünnes Brett trennte sie und ihn. Warum kam er nicht jetzt noch? Ahnte er denn nicht ihre Nähe? Hatte Sehnsucht nicht Gewalt, die Wände zu durchdringen?

Als Hanna zu Tisch herunterkam, war Rispenstedt fort. Sie wagte nicht, sich zu erkundigen, ob er nach ihr gefragt habe, und Niemand sagte es ihr. Niemand! Gleichmüthig saßen sie vor ihren Tellern, schwatzten von dem und jenem, auch von Rispenstedt, und Keiner richtete ihr seine Botschaft aus. Sie aber hatte nicht den Muth, seinen Namen auszusprechen; zu ungestüm fühlte sie das Blut in ihre Wangen schießen.

An diesem Tage schied der Lehrer. Wie im Traum reichte sie ihm zum Abschied die Hand. Sie hatte vollständig vergessen, daß er heute abreiste. Fast hatte sie vergessen, daß er lebe. Er sprach von Wiedersehen, von unwandelbarer Freundschaft für das Leben. Sie hörte es kaum. Erst viel später erinnerte sie sich daran.

Jetzt hatte sie nur einen Gedanken: Rispenstedt sehen! Daß er gekommen war um ihretwillen, warf all' ihre gefaßten Zukunftspläne über den Haufen, ließ die lange mühsam zurückgedrängte Leidenschaftlichkeit ihrer Natur gewaltig hervorbrechen. Sie war so zerstreut, daß es sogar der langmüthigen Baronin auffiel. Und sie erwartete ihn mit Zittern, in Glück, in Qual, Tag für Tag. Sie bewachte den Weg, auf dem er kommen mußte, bis ihre Augen schmerzten, bis vom Lauschen auf seine Schritte ihr überreiztes Gehör ihr die seltsamsten Geräusche vortäuschte. Und dann kam er und abermals verfehlte sie ihn. Dies Mißgeschick machte sie fast rasend, sie lag Nachts im Bett, stöhnte und schluchzte.

In diesen Tagen schied auch die Russin. „Um Ihre Baronin ist's mir leid; aber ich kann das Moschusparfüm der alten Lenhof nicht mehr riechen. Mein liebes Fräulein, ich warne Sie! Nehmen Sie Ihre frische Jugend in Acht, daß sie nicht angeschmutzt wird von der Gesellschaft. Es ist Alles morsch, hohl, wurmstichig an Mutter und Tochter; Alles roth und weiß geschminkt wie der alten Schachtel Gesicht, und darunter sitzt der Verfall."

Nun hätte Hanna gern diese Weisung befolgt; sie schmachtete nach Einsamkeit, aber Asta war nicht abzuschütteln. All' ihre kleinen Erlebnisse plauderte sie der Ungeduldigen vor. Sie fing jetzt an, sich in Rabenhorst zu amüsiren. Einmal kam sie mit glühenden Wangen vom Spaziergang zurück; ihre Mauseaugen strahlten. Sie war Aßfeld begegnet.

„Mir gefällt er; es umwittert ihn so ein Großstadthauch, so was Undefinirbares," erzählte sie. „Sie kennen ihn ja, wie?"

„Ein wenig."

Asta betrachtete angelegentlich Hanna's Tintenfaß. „Ob er reich ist?"

„Mir hat er erzählt, sein Gut sei überschuldet, er wolle es verkaufen."

„Das hat er Ihnen erzählt?"

„Er ist wohl zu gescheidt, um verheimlichen zu wollen, was die ganze Provinz weiß."

„Also arm, arm wie eine Kirchenmaus — sogar verschuldet!" murmelte Asta. „Bah!" Sie lachte kurz auf. „Ist es Ihnen auch schon aufgefallen, liebes Fräulein! Die amüsanten Menschen haben fast alle Schulden; und die langweiligen Töffel haben Geld."

„Lieber Himmel," meinte Hanna, „etwas müssen die doch auch haben." —

Einmal redete Asta zu Hanna auch von Rispenstedt. „Ein echter Deutscher, wissen Sie." Sie verzog den Mund. „Ein bischen rührselig, unberechenbar und unbequem, Mondschein mit Reckenthum gemischt. Mein Geschmack sind diese blonden Siegfriede nicht. Er soll aber heidenmäßig viel Geld haben."

„Er kommt oft nach Rabenhorst?" warf Hanna hin.

„Nun natürlich," nickte Asta gähnend. „Er ist Mama doch schon von Berlin her empfohlen."

„Empfohlen — der Baronin Lenhof?" Hanna wußte nicht, warum das Wort ihr plötzlich das Herz zusammenpreßte.

„Uebrigens hat Tante Thekla ihn für nächsten Sonntag zu Tisch eingeladen."

Sonntag! Also diesmal würde sie ihn sehen! Diesmal — diesmal verfehlte sie ihn nicht! Hanna zersprang fast das Herz vor Erwartung. Nun mußte ja die Entscheidung fallen!

5.

Der Sonntag kam heran.

In ihrem weißen Sonntagskleid, ein paar Kamelien im Haar, stand Hanna unter den grünen Buchen am Weg. Gretchen versuchte umsonst, sie zum Strand hinabzuschmeicheln; sie hörte nicht, was Wald und Meer erzählten; sie zitterte einzig in der Erwartung dessen, was ein Mensch, ein geliebter Mann, ihr zu sagen haben könne.

Er kam, er sah sie und stutzte. Er schärfte den Blick, er erkannte sie endlich.

„Fräulein Rudhart —"

Sie flog ihm entgegen. „Herr v. Rispenstedt!" Ihres Herzens Empfinden brach aus in dem Schrei.

Ein leichtes Roth stieg in sein weißes Gesicht, viel weißer trotz des Sonnenbrandes, als da sie ihn zum letzten Mal gesehen hatte. „Wahrhaftig! Sie sind es! Verzeihen Sie meine Ueberraschung. Wie in aller Welt kommen Sie hierher?"

Ein Schleier legte sich vor Hanna's Augen. Eiseskälte preßte ihre Kehle zusammen. Also er wußte von nichts! Er kam nicht um ihretwillen! Diese Möglichkeit hatte sie nie erwogen. Die Enttäuschung war so groß, daß sie ihr körperlichen Schmerz verursachte.

„Ich bin Erzieherin," stammelte sie tonlos, mit blassen Lippen.

„Erzieherin? Wie? Hier in diesem Hause? Verzeihen Sie mein unhöfliches Erstaunen, ich dachte Sie mir natürlich längst als Frau Baumeister Vicelius."

Nicht einmal das wußte er! Nicht einmal darnach hatte er geforscht! Und sie glaubte sich von ihm geliebt, sie glaubte — Närrin, die sie war! Und doch! mit solch' rauhen Worten wie an jenem Künstlerfest greift man doch nicht in das Schicksal einer gleichgiltigen Frau ein! So tief erniedrigt man Keine, die man nicht erheben will! Ihm aber war dieses bittere Lebewohl ernst gewesen, er wollte wirklich damit für immer von ihr scheiden und, was mehr war, er hatte es vermocht! Von Stund' an war sie todt für ihn gewesen.

Doch sie mußte antworten. Nur jetzt nicht ihre Schwäche, ihre Thorheit ihm verrathen.

(Fortsetzung folgt.)

Manfred Graf Clary und Aldringen, der neue österreichische Ministerpräsident.

(Mit Porträt auf Seite 385.)

Der Nachfolger des Grafen Thun, Manfred Graf Clary und Aldringen (siehe das Porträt auf S. 385), der in dem von ihm gebildeten Kabinet außer dem Vorsitze auch das Ackerbauministerium übernommen hat, ist am 30. Mai 1852 zu Wien geboren. Der neue Ministerpräsident trat nach Vollendung seiner Rechtsstudien in den österreichischen Staatsdienst und wurde, nachdem er vorher als Hofrath mit der Leitung der Landesregierung in Troppau betraut gewesen war, im Dezember 1896 zum Landespräsidenten von Oesterreichisch-Schlesien ernannt. Am 1. Dezember 1898 zum Statthalter von Steiermark berufen, hat Graf Clary es auch dort verstanden, sich nicht nur die Werthschätzung seiner Beamten, sondern auch die Sympathien der Bevölkerung zu erwerben. In seiner Antrittsansprache erklärte er, daß er bestrebt sein werde, sich seine Erfahrungen nicht blos aus den Akten, sondern auch durch enge Fühlung mit der Bevölkerung zu sammeln. Nur jene Verwaltung sei gut, betonte der Statthalter, die nicht allein ein offenes Auge, sondern auch ein offenes Herz für die Bedürfnisse des Volkes besitze.

Bei Sonnenuntergang auf einem Kriegsschiffe.

(Mit Bild auf Seite 388.)

Auf ein im Hafen zu Pola liegendes österreichisches Kriegsschiff führt uns das Bild auf S. 388, das uns das Einholen der Flagge bei Sonnenuntergang schauen läßt. Sobald nämlich die Sonne unter dem Seehorizont verschwunden ist, ruft der zeitbestimmende Offizier vom Achterdeck: „Flagge einholen!" Ein Schuß wird abgefeuert, das Flaggensignal fällt, und es erschallt das Kommando: „Habt Acht!" In diesem Moment wird die Kriegsflagge von zwei Matrosen entblößten Hauptes langsam herabgezogen, dazu spielt die Musik die Nationalhymne. Die Offiziere, sowie die auf Deck versammelte Mannschaft salutiren hierbei, der Flagge zugewendet. Ist die Hymne beendet, ertönt neuerdings ein Hornsignal, worauf die Musik zum Schluß einen Choral spielt.

Die Ermordung des Statthalters Jakob van Artevelde in Gent.

(Mit Bild auf Seite 389.)

Der berühmte flandrische Patriot Jakob van Artevelde trat als Vorkämpfer seiner Vaterstadt Gent gegen den mit dem gesammten Adel zu Frankreich neigenden Grafen von Flandern auf. Nach dessen Vertreibung wurde er als Ruwaert oder Statthalter zum thatsächlichen Gebieter Flanderns gewählt und schloß ein Bündniß mit Eduard III. von England. Als dieser aber seinen Sohn, den Prinzen von Wales, an die Stelle des Grafen von Flandern bringen wollte, und Artevelde dies unterstützte, benutzten die Feinde des großen Volksführers dies, um ihn in den Verdacht des Landesverrathes zu bringen. Am 24. Juli 1345 rottete sich eine wüthende Menge vor seinem Hause in Gent zusammen. Vergeblich suchte Artevelde noch einmal durch die Macht seiner Beredtsamkeit auf die Gemüther zu wirken; umsonst betheuerte er, daß ihm nur die Freiheit und das Glück Flanderns am Herzen läge. „Tod dem Statthalter!" schrie die aufgehetzte Menge, die zuerst Steine nach ihm schleuderte und dann das Haus stürmte, wobei alle Insassen niedergemacht wurden. Jakob van Artevelde selbst fiel, wie auf S. 389 dargestellt, von zahllosen Beilhieben und Speerstichen getroffen. An siebzig seiner Freunde und Anhänger traf das gleiche Schicksal.

Für einen Kuß.

Erzählung aus Ungarn.

Von **Ferd. Tamborini.**

1.

Seit drei Tagen war im Hause des Stadtrichters von Csongrad das Feuer auf dem Herde nicht erloschen, so groß waren die Vorbereitungen zu dem Balle, der den Karneval des Jahres 1822 fürstlich beschließen sollte. Denn vor einigen Tagen erst war im ganzen Komitate das Standrecht verkündet worden, und dieses Ereigniß hatte viele Gäste nach dem Sitze des Komitates gebracht: vornehme Mitglieder des Standgerichtes, die hier vermuthlich ihres Amtes zu walten hatten, eine ganze Menge von Advokaten, die sich auf die Vertheidigungen vorbereiteten, sogar gefühlvolle Damen der hohen Gesellschaft aus den

umliegenden Komitaten, empfindsame Seelen, die sich mit der Hoffnung trugen, wieder einmal eine Hinrichtung mit ansehen und das traurige Schicksal der Verbrecher beweinen zu können. Darum wurde denn auch bei Stadtrichters seit drei Tagen gebacken und gebraten. Die Knechte hatten Tag und Nacht alle Hände voll zu thun, und unablässig lief man im Hause hin und her. Die Fremdenzimmer waren alle vollgepfropft, und die Frau vom Hause athmete auf, als der Ballabend endlich gekommen war. Nun war doch ein Ende der Aufregungen und Plackereien absehbar. —

Bald füllten sich die festlich geschmückten Säle mit der vornehmen Welt des Komitates, schönen Damen in Seide und Atlaß und kostbarem alten Schmuck, flotten Tänzern und ehrwürdigen Notabilitäten mit ernsten Mienen. Die alten Herren sammelten sich in den Spielzimmern an, wo eine kleine Pharaobank improvisirt wurde — in allen Ehren natürlich! Hohe Einsätze waren streng untersagt, in der ersten Stunde wenigstens. In den Tanzsälen vergnügte sich die Jugend, lachend, scherzend, im Wirbelreigen des Walzers, bei den verführerischen Klängen des Csardas.

Wie sich Tänzer und Tänzerinnen in dem feurigen Tanze umschlangen, wie sie sich flohen, neckten und haschten! Die Fiedel der Zigeuner spielte gluthvolle Weisen auf und der Cimbalschläger schlug mit seinem kleinen Hämmerchen auf die tönenden Saiten des Instrumentes, daß sie klagten und weinten, daß sie beinahe Funken sprühten.



Einholen der Flagge bei Sonnenuntergang an Bord eines österreichischen Kriegsschiffes. (S 387)

Und die übermüthigste von allen Tänzerinnen war die schöne Tochter des Stadtrichters, eine Blondine von hoher, majestätischer Gestalt, zwanzig Jahre alt, wenn man sie auch mit einer zärtlichen Verkleinerung noch immer Boriska nannte — kleine Barbara. Sie lachte so fröhlich, sie tanzte so gern, sie gab nicht einmal dem Vicenotar einen Korb, der sonst so viele bekam, weil er den meisten Mädchen nur bis zur Schulter reichte.

Man sah sie überall, die schöne Boriska, wenn sie auch nicht lange im Saale blieb; wenn man sie in dem einen vermißte, war man gewiß, sie in dem anderen zu finden.

Wenigstens dachte man so. Denn als es elf Uhr schlug, verschwand sie unbemerkt aus den hell erleuchteten Sälen und eilte durch einen Wintergarten neben dem Speisesaale. Dort warf sie einen einzigen Blick in den Spiegel, der ihr ein Antlitz mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen zeigte. Sie steckte die weiße Rose im Haare fester, warf ein weißes Tuch um die Schultern und eilte darauf durch ein verlassenes Vorhaus über eine mattbeleuchtete kleine Seitentreppe in den Garten.

Es war eine stille, kalte Winternacht. Wie zwei Reihen drohender Gespenster starrten sie



Die Ermordung des Statthalters Jakob van Artevelde in Gent. (S. 387)

die alten, entlaubten Bäume an, die ihre knorrigen, schneebedeckten Arme gegen sie ausstreckten. Der Schnee knisterte unter ihren Füßen, während sie durch die Allee schritt, die zu einem im Winter verlassenen, öden, abgesperrten Gartenhäuschen führte. Sie schloß die Thür auf, und erst, nachdem sie in den dunklen Raum eingetreten war, warf sie einen Blick zurück auf das stolze Herrenhaus, aus dessen hellbeleuchteten Fenstern rauschende Musik in den stillen, nächtigen, winterlichen Garten herabtönte. Dann schien sie ein anderes Geräusch zu hören. Sie horchte auf.

— — — — — — — — — —

In der öden Csarda „Zum Wasserschlauch" — so nannte man weit in der Runde den alten Jakob, der niemals Wein trank, Jakob, den Schänkwirth — zechte am Abend desselben Tages ein Betyar. Es war ein prächtiger Bursche mit dunklen Augen und einem dunklen Schnurrbärtchen. Er war vielleicht nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt und lebte seit Jahr und Tag doch schon als Räuber in der Haide. Das heißt, er raubte nicht. Einmal hatte er das Geld in der Stadt vertrunken und verspielt, das er auf dem Markte für die Schafe seines Herrn gelöst, und so war er in die Haide hinaus geflohen, um der Strafe zu entgehen. Er raubte nicht und stahl nicht — er erschien nur bewaffnet in den verlassenen Bauerngehöften, wenn er hungrig und durstig war. Dann setzte man ihm die besten Speisen und die besten Weine vor, ja man gab ihm manchmal auch aus freiem Antriebe etwas Geld — und dann zog er wieder weiter, ohne die Leute zu belästigen. Das Leben gefiel ihm über alle Maßen, und er nahm es nicht schwer, daß manchmal die Gendarmen auf ihn Jagd machten. Ja, es schreckte ihn auch das neu verkündete Standrecht nicht.

Der alte Jakob freilich meinte, es wäre für ihn doch klüger, in das nächste Komitat überzusiedeln; der schmucke Bursche aber lachte und sagte, er habe Csongrad zu lieb, er könne sich nicht von dieser Gegend trennen.

In dem Schänkzimmer kauerte noch eine alte Zigeunerin, die der Winter hierhergetrieben, und die aus Mitleid ein Plätzchen am warmen Ofen erhalten hatte. Plötzlich fiel es dem jungen Komlós Vincze ein, sich von der Alten wahrsagen zu lassen.

„Komm' her, Hexe," sagte er wenig höflich, „und lies mir aus der Hand das Schicksal!"

Die Alte humpelte herbei und studirte eine Weile mit wichtiger Miene die innere Handfläche des Burschen. Dann that sie einen langen Zug aus ihrer kurzen, schmutzigen Thonpfeife und sagte: „Hüte Dich vor dem Csongrader Fasching!"

Der Bursche lachte. „Sie weiß auch schon," sagte er zum alten Jakob, „daß das Standrecht verkündigt ist. Ja, das wird ein lustiger Fasching in Csongrad werden. Mancher wird in der Luft tanzen, wenn der Wind den Galgen schüttelt. Aber ich, ich fürchte mich nicht, braune Hexe!"...

Die Zeit rückte vor. Es war schon neun Uhr vorbei. Komlós Vincze erhob sich und steckte die Pistole in den Gürtel, die vor ihm auf dem Tische lag.

„Wohin in so später Nacht?"

„Habe noch einen weiten Weg," sagte der Betyar. „Ein schönes Mädchen erwartet mich."

„Gute Unterhaltung," brummte der Schänkwirth, während er den Burschen in's Freie begleitete. Es strich ein scharfer Wind über die Haide und rauschte im Röhricht des nahen Theißufers in schauriger Weise. Der junge Mann aber schwang sich wohlgemuth in den Sattel und sprengte ohne Gruß davon.

Der Schänkwirth kam eben rechtzeitig in die Stube zurück, um die Zigeunerin dabei zu überraschen, wie sie einen Zinnlöffel vom Tische in ihrer Tasche verschwinden lassen wollte.

Im Augenblick hatte ihr der alte Jakob den Löffel entrissen. „Das ist der Dank für die gastfreundliche Aufnahme? Hinaus, Du Hexe!"

Damit versetzte ihr der noch immer kräftige Mann einen Stoß, daß sie durch die offene Thür in den Hof hinausflog.

„So, nun kannst Du Dich im Schilfrohr wärmen!" sagte er, während er die Thür hinter ihr schloß.

Die alte Zigeunerin erhob sich nur mühsam aus dem Schnee. „Ich will Dir einheizen, altes Laster!" zischte sie kaum hörbar vor sich hin. Dann schlich sie zum Stalle, machte sich beim Stroh zu schaffen und suchte das Weite. Als sie sich nach einer halben Stunde umwandte, war der Horizont grell beleuchtet. Die Csarda „Zum Wasserschlauch" brannte lichterloh, und der Wind fachte die Flamme an. Die Zigeunerin lachte heiser und schritt rüstiger weiter, als vorher. — —

Der Betyar ritt über die Haide und achtete nicht auf den Sturmwind. Er ritt mehr als zwei Stunden, bis er Csongrad erreicht hatte. In einem dunklen Gäßchen band er sein Pferd an einen Baumstamm, schwang sich über einen Zaun, durchschritt einen Gemüsegarten und drang durch eine kleine Gartenthür in den Park des Stadtrichters. Er schien den Weg sehr gut zu kennen und traf pünktlich beim Häuschen ein — die schöne Boriska hatte kaum drei Minuten gewartet.

Sie umschlang ihn mit ihren weißen Armen, als er in dem Gartensalon erschien, und er drückte sie zärtlich an sich. Sie waren einst Nachbarn gewesen, er war guter Leute Kind, wohlerzogen, sogar besser als gewöhnlich, und sie hatten als Kinder zusammen gespielt. Sie hatten sich lieben gelernt, als sie älter wurden, und wenn sie auch das Schicksal weit auseinanderführte, so hingen sie doch mit jugendlicher Gluth aneinander.

Er war dann aber in allerlei abenteuerliche Gesellschaft gerathen, nicht wenige Edelleute, höhere Namen und Personen waren in der Gesellschaft der abenteuernden „Szegény legények", der sogenannten „armen Bursche", zu finden.

In dunkler Nacht trafen sich die Beiden manchmal auf einige Minuten in dem öden Pavillon, um die Sehnsucht des Wiedersehens zu stillen.

„Ich zittere für Dich!" flüsterte die schöne Boriska. „Du mußt fort! Ehe das Standrecht nicht aufgehoben ist, hat mein Gemüth keine Ruhe. Unser Wiedersehen kann Dir das Leben kosten, es kann Dein Tod sein!"

„Ich sterbe gerne, wenn ich Dich nur sehen kann! Soll ich so jung dem Tode zur Beute werden, so gönne mir doch jetzt, ohne Qual Dich an's Herz zu drücken. Ich habe Dich noch für diesmal bitten lassen und bin gekommen, noch einmal den Kuß von Deinen Lippen —"

„Und hast Dich deshalb so großer Gefahr ausgesetzt?"

„Fürchte jetzt wenigstens nichts, so wie ich es thue. Sie fangen mich nicht ein. Ich entschlüpfe ihnen, und wenn mich alle ihre Spürhunde umstellen. Aber komme, was da komme: ich habe Dich noch einmal geküßt; das ist Süßigkeit für jeden Rest des Lebens!"

Ihre Lippen vereinigten sich zu einem langen Kusse. Sie hörten in diesem Augenblicke nichts, als das Pochen ihrer Herzen. Ein Mäuslein huschte über den Boden und nagte an den zerrissenen Tapeten der Wand.

Sie hörten es nicht.

Da erscholl Hundegebell im Garten. Boriska riß sich aus den sie umschlingenden Armen los.

„Es kommen Leute!" flüsterte sie. „Und oben wird man mich vermissen. Ich bitte Dich bei all' Deiner Liebe, mich nicht solcher Qual und Gefahr wieder auszusetzen. Du weißt, was ich leide!"

„Boriska, Dich nicht wiedersehen? Soll es heute wahrhaftig zum letzten, zum allerletzten Male sein?"

Sie schwieg.

„Ich habe Dich geküßt und bin bereit, hierfür mein Leben hinzugeben, wenn es sein muß! Aber sag', vielleicht kann ich Dich doch noch sprechen — sag', wann sehen wir uns wieder?"

„Wenn uns bessere Sterne leuchten!" hauchte sie.

— — — — — — — — — —

Der Betyar trat den Rückweg an und erreichte unbehindert das dunkle Gäßchen. Aber sein Roß war fort. Vergebens pfiff er ihm und rief es laut beim Namen. Es hatte sich vermuthlich losgerissen und verlaufen. Der Bursche stieß ärgerlich einen Fluch aus. Dann ging er, sein Roß zu suchen, und zwar auf dem Wege, den er gekommen war. Vielleicht sehnte sich das kluge Thier nach dem Stalle zurück, den es vor zwei Stunden verlassen hatte, und so pilgerte Komlós Vincze rasch entschlossen zur Csarda am Theißufer zurück. Bis zum Morgen mußte er wieder im Besitz seines Pferdes sein.

Er kam jedoch nicht bis dahin. Eine Schaar Gendarmen umringte ihn eine Stunde Weges von der Stadt. Vergebens schoß er seine Pistole ab. Er traf Niemand und wurde entwaffnet. Die Gendarmen führten auch sein Pferd am Zügel, das sie in der Nähe der niedergebrannten Schänke herrenlos gefunden hatten. Sie hatten das Roß wohl erkannt und suchten den Besitzer. Kein Anderer als er konnte der Brandstifter sein.

Man legte ihm Fesseln an und brachte ihn zurück nach Csongrad. Das Standgericht trat am nächsten Tage zusammen unter dem Vorsitz des Stadtrichters, um den gefangenen Betyaren abzuurtheilen.

Komlós Vincze behauptete entschieden, die That nicht verübt zu haben. Der alte Jakob, der mit Mühe aus seinem brennenden Hause entkommen war, bestätigte, daß Niemand außer dem Burschen und der alten Zigeunerin in der vergangenen Nacht in seinem Hause anwesend gewesen war.

„Man suche die alte Zigeunerin!" sagte der Betyar. „Nur sie kann das Haus angezündet haben aus Rache, daß sie vom Hofe fortgetrieben worden ist, wie der Wirth selbst erzählt!"

Der Stadtrichter schüttelte das Haupt. „Eine alte Zigeunerin suchen? Das heißt den Wind suchen! Das ist eine schlechte Ausflucht, mein Sohn."

„Ich war es nicht."

„So sage uns, wo Du warst. Wo hast Du die Stunde verbracht, als das Haus in Flammen aufging?"

Der Betyar senkte das Haupt. Ein einziges Wort hätte ihn retten können, ein einziges Wort. Sollte er aber verrathen, daß Boriska mit ihm im dunklen Gartenhäuschen des väterlichen Besitzes zusammengekommen sei? Mit ihm, dem Ausgestoßenen, dem Räuber? Sollte er sie für ihre Liebe an den Pranger stellen, ihr Leben mit Schimpf beladen? Das wäre ihr Tod. Nein, lieber wollte er ihn selbst erdulden!

„Ich kann, ich darf nicht sagen, wo ich war. Aber ich habe die Csarda nicht angezündet."

Der Stadtrichter zuckte die Achseln. Die Mitglieder des hochlöblichen Gerichtes lächelten verächtlich. Der Betyar konnte allerdings der That nicht überwiesen werden, doch waren die Verdachtsmomente ernster Art. Man verurtheilte ihn auch nicht zum Tode, sondern nur zu zwanzig Jahren schweren Kerkers.

Zwanzig Jahre Kerker!

Man legte Komlós Vincze Fesseln an und begrub ihn in den Kasematten der Festung.

Zwanzig Jahre trug er seine Ketten. Er verkehrte mit Niemand, nur mit dem alten Kerkermeister, der ihm seine Nahrung brachte. Er

war einer der fügsamsten, folgsamsten Sträflinge. Er machte keinen Fluchtversuch, und es kam keine Klage über seine Lippen. Stumm und ergeben trug er sein Schicksal.

Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit und wohl geeignet, ein Herz zu brechen! Ein Hoffnungsstrahl, der durch die engen Gitter des kleinen Fensterchens seiner dunklen Zelle fiel, erhielt ihn, und der Gedanke, daß auch zwanzig Jahre einmal vorübergehen mußten.

Und sie gingen vorüber. Der Kerkermeister löste ihm eines Tages seine Fesseln.

„Es thut mir leid, daß Ihr scheidet, so sehr es mich Euretwegen freut," sagte er dabei.

„Wer weiß," versetzte der befreite Gefangene, „ich habe mich an meine Ketten gewöhnt. Wenn ich jemals wieder zu Euch käme, möchte ich nur diese tragen. Legt sie für mich zur Seite."

„Wollt Ihr wiederkommen?"

„Ich trug sie zwanzig Jahre lang ohne Schuld . . . wenn man ohne Schuld dazu kommen kann, ist man niemals davor geschützt." . . .

Komlós Vincze blieb noch einige Tage bei dem Kerkermeister, der ihn so lieb gewonnen hatte, daß er ihn wie einen Freund behandelte. Der alte Mann stattete den entlassenen Sträfling mit Kleidern aus und gab ihm sogar etwas Geld, als er schied. Der ehemalige Betyar war noch immer ein stattlicher Mann, wenn auch sein Haar grau geworden war.

Seine Erkundigungen waren bald eingezogen. Aus der einst viel gefeierten Boriska war Fräulein Borcsa geworden. Sie hatte nicht geheirathet und alle Bewerber zurückgewiesen, nachdem ein Aristokrat, der ihr einige Zeit Hoffnung gemacht, sie dennoch verlassen. Nach dem Tode des Vaters wurde sie die Erbin seines Vermögens und lebte zurückgezogen in seinem Hause, ein altes, wie man sagte, sehr stolzes Fräulein, mit seltsamen altjüngferlichen Grillen.

Nun stand er, Komlós Vincze, wieder vor ihr.

„Erkennst Du mich nicht?"

Sie sah ihn fest an und wechselte die Farbe. Dann wandte sie das Haupt ab.

„Ich kenne Dich nicht."

„Ich bin es, Boriska —"

Sie erzitterte, als er ihren Namen nannte. „Ah, Du, der Brandstifter?"

„Ich bin kein Brandstifter. Ich schwieg und ließ den Verdacht auf mir lasten, um Dich nicht zu verrathen."

„Du hast mir das Leben vergiftet," sagte sie bitter. „Ich wagte nicht froh zu werden, so lange Du lebtest."

„Wenn Du mich noch liebst —"

„Dich lieben?" fuhr sie auf. „Dich, den Brandstifter, den entlassenen Sträfling, den Elenden, der zwanzig Jahre lang Ketten trug?!"

„Um Dich, um Dich allein trug ich sie!" rief er.

„Fort — fort!" stieß sie hervor, indem sie sich mit zornsprühenden Augen erhob. „Ich will Dich nicht mehr kennen. Fort!"

„Boriska!"

Sie ergriff die Klingelschnur.

„Boriska!" schrie Komlós Vincze, und mit eiserner Faust ergriff er ihre Hand.

Sie rang mit ihm, Wahnsinn ergriff ihn! Dafür zwanzig Jahre seines Lebens geopfert — dafür!

Immer heftiger preßte er sie an sich! Liebe, Haß und Rachedurst stritten in ihm — er wußte nicht mehr, was er that.

— — — — — — — — — —

Spät am Abend desselben Tages pochte Jemand an der Thür des Kerkermeisters in der Festung. Der Alte öffnete und war sehr erstaunt, Komlós Vincze vor sich zu sehen. Er führte ihn in seine Stube, wo der ehemalige Sträfling auf einen Stuhl niederfiel.

„Ja, ich bin wieder da . . . und werde Dich nicht mehr verlassen. Hast Du meine Fesseln noch bei der Hand? Lege sie mir wieder an. Du darfst es thun — ich habe ein Weib erschlagen . . ."

Der Alte legte ihm die Ketten wieder an und führte ihn vor den Richter.

Komlós Vincze erzählte dem Gerichte die ganze Geschichte seines Lebens und gestand unumwunden ein, die ermordet zu haben, für deren Ehre er zwanzig Jahre seines Lebens geopfert hatte. Man verurtheilte ihn zum Tode, empfahl aber dem Monarchen seine Begnadigung. Er wurde begnadigt — zu lebenslänglichem Kerker.

Er trug indeß die alten liebgewordenen Ketten nicht lange mehr. Seine Kräfte verfielen bald, und eines Morgens fand man ihn todt in seiner Zelle. —

Wer früher die alte Festung besuchte und ihre Kasematten besichtigte, wurde auch in die Zelle Komlós Vincze's geführt, und der Schließer erzählte den ergriffenen Zuhörern stets die Geschichte des Unglücklichen und zeigte die Ketten, die dieser für einen Kuß sein ganzes Leben lang getragen hatte.

Die Veste ist nicht mehr zu sehen; sie ist in den letzten Jahren dem Erdboden gleichgemacht worden. Aber das Schicksal des armen Betyaren geht noch im Kreise der Dorfleute, die sich rührende Geschichten erzählen, namentlich der jungen Burschen und Mädchen, um, und mancher Volkssänger hat eine ergreifende Ballade daraus geformt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Wie das Duell im englischen Heere abgeschafft wurde. — Bei der gegenwärtigen Bewegung gegen die Einrichtung des Duells in Deutschland wird stets darauf hingewiesen, daß die Engländer, die im Punkte der Ehre doch jedenfalls nicht weniger empfindlich sind als Deutsche und Franzosen, das Duell nicht kennen. Das ist richtig, war aber nicht immer so, und schwere Kämpfe hat es namentlich gekostet, bis die Duellwuth der englischen Offiziere einer weniger äußerlichen Ehrauffassung wich.

Kurz nach der Schlacht von Waterloo war es. Die Duellwuth hatte durch die langen Kriege neue Nahrung erhalten. Berüchtigt in dieser Beziehung war namentlich eines der in Gibraltar liegenden Regimenter, und es schien, als sei die Duellwuth dort unausrottbar. Der Oberst des Regiments wurde abberufen und an seiner Stelle der wegen seiner eisernen Strenge bekannte Oberst Copplestone hingesandt.

Nach seiner Ankunft begab er sich sofort in die Kaserne, begrüßte die ihm untergeordneten Offiziere in freundlichster Weise und zeigte sich auch beim Begrüßungsmahl als guter Gesellschafter, so daß Alle aufathmeten, denn man hatte der Ankunft des neuen Kommandeurs mit großer Besorgniß entgegengesehen. Oberst Copplestone gab Anekdoten aus dem gesellschaftlichen Leben in London zum Besten und erwähnte schließlich auch wie zufällig der Duelle, welche unter den Offizieren des Regimentes, wie er höre, in letzter Zeit gar so sehr überhand genommen haben sollten. Er drückte sein Bedauern darüber aus, daß der Unfriede in einer solchen Weise herrsche, und das Freundschaftsverhältniß derart gelockert sei.

„Meine Herren!" bemerkte er schließlich, „wenn Sie gewillt sind, Ihre Streitigkeiten auch in Zukunft in dieser Weise auszutragen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden; aber ich muß darauf bestehen, daß mir jeder der Herren sein Ehrenwort gibt, sich in Zukunft nicht schlagen zu wollen ohne meine Einwilligung. Als Ihr Oberst muß ich dafür sorgen, daß meine Autorität von allen Seiten anerkannt wird."

Die Offiziere sahen einander verwundert an, und es herrschte peinliche Stille.

„Fürchten Sie nicht, meine Herren," unterbrach der Oberst das Schweigen, „daß ich Ihren Wünschen betreffs eines Duelles etwa nicht nachkommen will, im Gegentheil, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen meine Einwilligung zum Zweikampfe zu geben, wenn ich nach Untersuchung des Falles die Nothwendigkeit dazu erkannt und mich überzeugt habe, daß des Einen oder Anderen verletzte Ehre nur durch Blut wieder reingewaschen werden kann."

Die Offiziere gaben nun ihr Ehrenwort, ohne vorhergehende Einwilligung des Obersten kein Duell führen zu wollen, und der Oberst entließ sie hierauf in der liebenswürdigsten Weise. —

Am anderen Morgen schon wurde der Oberst aus seinem Schlafe geweckt. Es waren der Hauptmann Carrington und der Oberleutnant Myers, welche vor ihm erschienen.

„Die Herren hätten sich wohl eine günstigere Stunde zu ihrem Besuche wählen können," empfing sie der Oberst ungehalten.

„Es handelt sich um unsere Ehre, Herr Oberst," lautete die bedeutungsvolle Antwort, „und da ist ein Aufschieben nicht möglich. Wir bitten Sie, Herr Oberst, um Ihre Einwilligung zum Duell."

„Wie?" rief Copplestone, „ich habe Sie gestern für die besten Freunde gehalten."

„Ja, Herr Oberst," entgegnete der Hauptmann Carrington, „das waren wir auch, doch hatten wir einen Streit, unsere verletzte Ehre erfordert den Zweikampf."

„Nun, da muß wohl etwas Fürchterliches zwischen den Herren vorgefallen sein," sagte der Oberst, „daß Sie Ihre Zuflucht durchaus zu den Waffen nehmen müssen. Einer von Ihnen ist also zu viel auf der Welt?"

„Ja, so ist es, Herr Oberst! Gestern Abend, als Sie uns verließen, äußerte ich gesprächsweise den Wunsch, Leutnant der königlichen Leibgarde in London zu sein, einherzumarschiren mit dem silbernen Helm auf dem Kopfe. Hauptmann Carrington lächelte höhnisch dazu und bemerkte, daß für meinen „Kürbis" auch ein lederner Helm genüge. Anfangs beachtete ich diese Bemerkung nicht, wurde aber später von den Anderen aufgereizt, und dann bemerkte der Hauptmann überdies, daß die Offiziere der Leibgarde nur Messinghelme trügen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß er davon nichts verstehe und daß er lieber schweigen möge. Darauf geriethen wir ernstlich in Streit, und es fielen böse Worte. Ich denke, ich bin in vollstem Maße berechtigt, auf ein Duell zu dringen und Ihre Einwilligung dazu zu erbitten."

„Gewiß, die Sache ist sehr ernst," entgegnete der Oberst; „die Helme, welche die Offiziere der Leibgarde tragen, sind zwar weder aus Silber noch aus Messing, sondern aus einem weißen Metall, welches stark versilbert ist; doch glaube ich, daß dies an der eigentlichen Sache nichts ändert. Wünschen die Herren also noch immer, daß die Angelegenheit durch ein Duell ausgetragen wird?"

„Gewiß, Herr Oberst!" riefen Beide einstimmig.

„Nun gut!" entgegnete der Oberst kühl, „ich selbst will Ihnen kein Hinderniß sein, doch bemerke ich, daß das Duell, wie sich's gehört, durchgeführt werden muß. Keine französischen Komödien, das bitte ich mir aus. Einer von Ihnen ist, wie Sie selbst sagen, zu viel auf der Welt. Ich selbst will dann den Sieger bei seiner Rückkehr empfangen."

Beide Offiziere salutirten und entfernten sich. Einige Minuten später eilten sie mit ihren Sekundanten auf den bestimmten Kampfplatz. . . .

Um die Mittagsstunde verfügte sich der Oberst in den Kasernenhof, um sein Regiment zu inspiziren, und war nicht wenig überrascht, unter den Offizieren auch die beiden Gegner Carrington und Myers zu sehen. Der Leutnant trug die verwundete linke Hand in der Schlinge.

Copplestone wurde sehr ernst. „Ging der Zweikampf auch richtig vor sich?" fragte er streng.

„Ja, Herr Oberst," entgegnete der Leutnant; „Sie sollten nur sehen, wie mich der Hauptmann in die Hand kratzte!"

„Nur in die Hand kratzte!?" rief Copplestone. „Und das heißen Sie ein Duell, meine Herren? Und das noch dazu, wo es sich um eine so wichtige Sache handelt, als es die Helme der Leibgarde sind? Auf der Stelle beginnen Sie den Zweikampf von Neuem, bei Strafe sofortiger Entlassung aus dem Militärdienste wegen Feigheit."

Die Offiziere erblaßten, aber es gab keine Wahl. So überlegten sie nicht lange und entschlossen sich zu einem abermaligen Duell, diesmal auf Pistolen. In diesem trug der Hauptmann Carrington eine so schwere Verwundung davon, daß er zwei Monate lang an das Krankenbett gefesselt blieb.

Im Laufe dieser Krankheit kam es unter den Offizieren des Regimentes zu unterschiedlichen Streitigkeiten, deren einige durch Vermittelung des Obersten beigelegt wurden; der Austrag der übrigen wurde verschoben, bis die Ehrensache zwischen dem Hauptmann und dem Leutnant zur vollständigen Erledigung gekommen sein würde. Copplestone gab

seine Einwilligung zu weiteren Duellen nicht, sondern verwies stets auf den Ausgang der Krankheit des Hauptmanns Carrington.

Inzwischen berichtete der Oberst dem Kriegsminister über die Sache und erhielt von ihm den strengen Auftrag, die Angelegenheit bis zum Aeußersten zu treiben; es sei das einzige Mittel, der eingerissenen Duellmanie ein Ende zu machen.

Carrington erholte sich endlich wieder, so daß er auf der Promenade ohne fremde Unterstützung erscheinen konnte.

Eines schönen Morgens promenirten die beiden Gegner, die sich längst wieder versöhnt hatten, in der Allee unweit der Kaserne, wo sie der Oberst zufällig traf.

„Willkommen, meine Herren, willkommen!“ redete er sie freundlich an: „ich bin sehr erfreut, den Herrn Hauptmann so weit gesund zu sehen, um im Stande zu sein, die bewußte Ehrensache nun zu Ende zu führen.“

Die beiden Offiziere sahen einander entsetzt an, kaum daß sie ihren eigenen Ohren trauten. Aus ihren Gesichtern konnte man die Verzweiflung deutlich herauslesen.

„Sie werden doch einsehen, meine Herren,“ fuhr der Oberst nach einer kurzen Pause fort, „daß die fragliche Angelegenheit, betreffend die Helme der königlichen Leibgarde, nur durch den Tod eines der Gegner erledigt werden kann. Bei der Wichtigkeit der Sache habe ich an den Kriegsminister berichtet, und der ist ganz mit meiner Auffassung einverstanden.“

„Aber Herr Oberst,“ sagte endlich Leutnant Myers stammelnd, „der Herr Hauptmann ist ja noch nicht einmal vollständig gesund; übrigens —“

„Wenn er herumgehen kann, dann wird er auch die Pistole zu führen wissen; übrigens liegt es schon im Interesse der militärischen Ehre, daß zwei Feinde, von denen einer auf Erden zu viel ist, nicht länger nebeneinander herumgehen.“

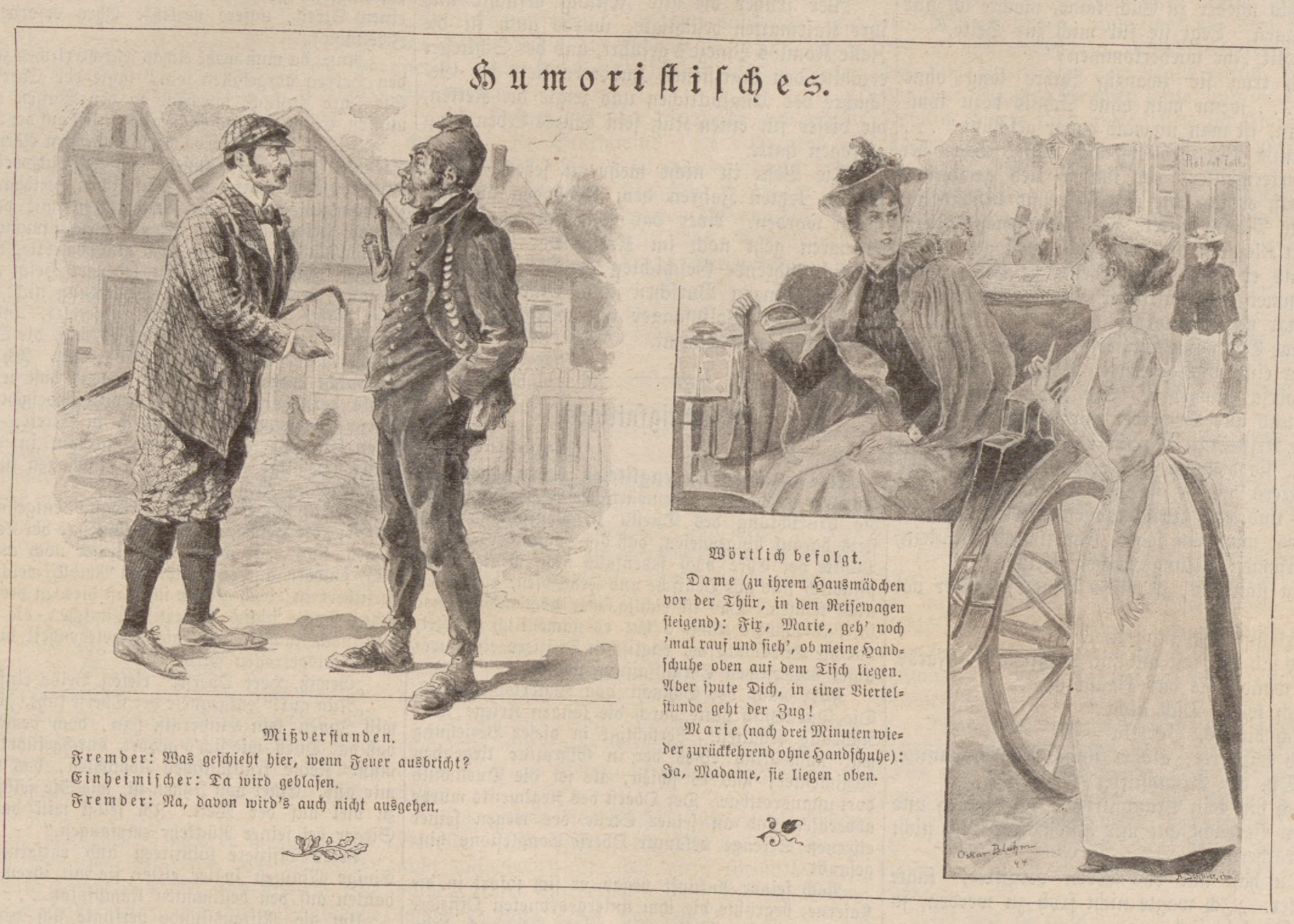
Die beiden Offiziere reichten einander schweigend die Hände; Beide waren verzweifelt. Der Oberst wandte sich von ihnen ab, um seine eigene Bewegung zu verbergen; aber die Pflicht erforderte unbeugsame Härte. Wiederum wandte er sich an die beiden Offiziere und sagte streng: „Meine Herren, wenn die Sache nicht bis morgen entschieden ist, werden Sie Beide wegen Feigheit aus dem Regiment ausgestoßen.“ Mit diesen Worten ging er davon.

Die Beiden beschlossen nun, sich mit ihren Kameraden darüber zu berathen und im Sinne der Stimmenmehrheit zu handeln. Die allgemeine Meinung war für eine Erneuerung des Duells, welchem Urtheile sie sich auch fügten.

Zum dritten Male erschienen sie auf dem Kampfplatze. Sie reichten einander die Hand, nahmen herzlichen Abschied voneinander, und Jeder stellte sich dann auf den ihm angewiesenen Platz. Die verhängnißvollen Schüsse fielen, der Leutnant, mitten in das Herz getroffen, sank todt zu Boden. Der Schmerz und die Trauer Carrington's um seinen Freund kannten keine Grenzen; er warf sich auf den Leichnam und weinte bitterlich, und nur mit Mühe gelang es, ihn fortzubringen. Er wurde in die Wohnung eines seiner Kameraden gebracht, von wo aus er um seine sofortige Entlassung aus dem Militärdienste einkam.

Am Nachmittag des nämlichen Tages ließ der Oberst die sämmtlichen Offiziere versammeln und bemerkte, daß er nunmehr keinem weiteren Duell hindernd in den Weg treten wolle, doch müsse er darauf bestehen, daß dabei immer auf Leben und Tod gekämpft werden und einer der Duellanten auf dem Platze bleiben müsse. — Seitdem gab es kein Duell mehr im Regiment. [Fr. H...r]

Humoristisches.



Mißverstanden.

Fremder: Was geschieht hier, wenn Feuer ausbricht?
Einheimischer: Da wird geblasen.
Fremder: Na, davon wird's auch nicht ausgehen.

Wörtlich befolgt.

Dame (zu ihrem Hausmädchen vor der Thür, in den Reisewagen steigend): Fix, Marie, geh' noch 'mal rauf und sieh', ob meine Handschuhe oben auf dem Tisch liegen. Aber spute Dich, in einer Viertelstunde geht der Zug!

Marie (nach drei Minuten wieder zurückkehrend ohne Handschuhe): Ja, Madame, sie liegen oben.

Unerwarteter Erfolg. — Ein hypochondrischer Millionär in New-York ließ einst den an arger Zerstreutheit leidenden Dr. James Fulton, einen berühmten Arzt, welcher leidenschaftlich gern Karten spielte, kommen, zwecks Konsultirung. Der Doktor fühlte dem Patienten den Puls, zog die Uhr heraus und zählte: „Sieben, acht, neun, zehn, Dame, Bube, König, Aß!“ Der Millionär brach darüber in helles Lachen aus und wurde alsbald wieder gesund. [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 48:
Sich selbst erkennen ist der Mittelpunkt aller Weisheit.

Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 eine Stadt in Böhmen,
2 3 8 9 . . . . . ein Heilkundiger,
3 2 6 2 8 8 . . . eine Vergünstigung beim Einkauf,
4 3 2 5 . . . . . ein Nebenfluß der Donau,
5 3 7 . . . . . . ein Schweizer Waldkanton,
6 2 3 6 2 3 . . . ein roher Mensch,
7 4 2 . . . . . . ein Mädchenname,
8 2 1 7 3 . . . . ein Dickhäuter,
9 2 3 2 . . . . . eine Stadt in Dalmatien.

Auflösung folgt in Nr. 50.

Homonym.

Soldaten zogen zum Städtchen hinaus
Und führten der Jungfrau den Liebsten aus.
Wie so etwas schmerzet, wie so etwas brennt,
Weiß der nur, der liebend mein Räthselwort kennt.
„Ach, wär' dies für Schwerter allein doch gemacht!“
So klagte die Maid, der es Leiden gebracht.

Auflösung folgt in Nr. 50.

Auflösungen von Nr. 48:
des Zahlen-Räthsels: Heidelbeere;
der Charade: Arrest.

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.